

DEIN WORT IST DIE WAHRHEIT

*Zum dreißigsten Todestag von
Landesbischof D. Meiser (1881–1956)*

Geschichte ist kritisch bezeichnet worden als diejenige Version, Verschiebung oder Frisierung des Geschehens, auf die sich die jeweilige Mehrheit einer Generation geeinigt hat. Aber wer deshalb, weil sie so relativ sein kann, die Geschichte aus seinem Denken streicht, kommt dabei der Wahrheit nicht näher, auch nicht der, um die es geht, wenn wir uns Landesbischof D. Meisers erinnern.

Unter allen Gemeinden der Landeskirche war die Münchner Gesamtgemeinde, die Gemeinde von St. Matthäus zumal, mit Landesbischof D. Meiser besonders verbunden. Hier hatte er seinen Wohn- und Dienstsitz, außer in einigen Jahren während des Krieges, wo der Dienstsitz des Landeskirchenrates, weil das Gebäude in der Arcisstraße 13 nach einem Fliegerangriff unbrauchbar geworden war, gegen manchen Protest nach Ansbach verlegt war, wo dann das Ersatz-Dienstgebäude am Ende noch total zerstört wurde. In München war D. Meiser selber Pfarrer gewesen, in St. Matthäus von 1915 bis 1920 und dann in Sendling bis 1922. Nach seinem Aufenthalt in Nürnberg, wo er der erste Direktor des neu errichteten Predigerseminars war, kehrte er 1928 als Oberkirchenrat nach München zurück, bis er 1933 zum Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern gewählt wurde.

Die 22 Jahre seiner Amtszeit lassen sich in sehr unterschiedliche Abschnitte gliedern. Bis zum Ende der Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges hatte er um Existenz und Zeugnis der Kirche Jesu Christi gegenüber härtesten Anfechtungen zu kämpfen. Danach ging es um Neuanfang, Wiederaufbau und Gestaltung kirchlichen Lebens in der Landeskirche, in der evangelischen Christenheit in Deutschland und in der Ökumene. Auch hieran hat D. Meiser verantwortungsvollen Anteil genommen, bis er am 1. Mai 1955 in den Ruhestand ging. Ich will nun aber nicht einfach diese nüchternen Angaben zu einer vollständigen Biographie ausbauen, sondern einige Beziehungen aufzeigen, in denen dieser Bischof zur Landeskirche und zu den Gemeinden und Pfarrern stand. Darin, in der Verkündigung, in Briefen, in Gesprächen und Konferenzen vollzieht sich ja ein großer Teil der Aufgaben dieses Amtes. Dabei werden wir Heutigen hintennach wohl verhältnismäßig leicht

feststellen, was die Generation des Kirchenkampfes hätte anders oder besser machen sollen – wenn wir nur gewärtig sind, daß die heutige Generation in fünfzig Jahren ebenso gefragt werden wird, falls bis dahin, trotz unseres Unverstandes und dank der Geduld Gottes, diese Welt noch steht.

Im übrigen ist Meisers Name auch unter dem Eingeständnis der Schuld der deutschen Kirchen zu finden, das als „Stuttgarter Schuldbekennnis“ im Oktober 1945 bekannt geworden ist und gegenüber den zum ersten Mal wieder in Deutschland erschienenen Vertretern der Ökumene ausgesprochen wurde: „Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden. Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Namen Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat. Aber wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ Es gibt ein Wort des Kirchenvaters Augustinus, des Bischofs von Hippo, vor mehr als 1500 Jahren: „Der Herr und Bischof der Bischöfe hat dafür gesorgt, daß eure Hoffnung nicht mit einem Menschen steht und fällt.“¹ Die Christenhoffnung ist größer als menschliche Größe und menschliches Versagen, sie läßt sich, wenn ich recht sehe, entfalten aus dem biblischen Satz, dem sich D. Meiser verpflichtet wußte: „Dein Wort ist die Wahrheit“ (Joh. 17, 17).

I.

Ich möchte nun in einem ersten von vier Abschnitten begründen, warum sich der eben erwähnte Satz als Leitlinie für unser Gedenken nahelegt. „Dein Wort ist die Wahrheit“ war der Text der Predigt, die D. Meiser am 1. Advent 1955, damals schon im Ruhestand, zur Einweihung der neuen Matthäuskirche in München hielt, seine letzte Predigt überhaupt. Mit ihr aber schlug er einen Bogen zu dem Gottesdienst, den er in der alten Matthäuskirche am Stachus am 12. Juni 1938 gehalten hatte, ehe sie einige Tage später grausam abgerissen wurde. Auch der Landesbischof hatte den jähen Abbruch nicht verhindern können. Manche erinnern sich vielleicht, wie von der Stirnseite dieser ältesten evangelischen Kirche Münchens mitten im brandenden Großstadtverkehr das mit mächtigen Buchstaben eingegrabene Wort seine stille Predigt an jeden Vorübergehenden hielt: „Dein Wort ist die Wahrheit.“ Und vielleicht mußte darum, weil eben dieses Wort nicht mehr gehört werden sollte, die Kirche abgerissen werden! Natürlich hatte der damalige Gauleiter Wagner andere Gründe genannt: die Kirche störe den Großstadtverkehr und die Neugestaltung Münchens und sie müsse einem dringend benötigten Parkplatz weichen. Aber noch im Zerbrechen sagte die Kirche ihr Wort. Der bruske Abbruch der St. Matthäuskirche wirkte wie ein

Fanal weit über München, ja über Deutschland hinaus und enthüllte wie wenige Ereignisse vor dem Krieg das innere Antlitz des damaligen Regimes.

Welch bedeutsame Rolle diese Kirche in der Geschichte der Münchener Gesamtgemeinde gespielt hat, machen wir Heutigen uns wohl gar nicht mehr klar. Aber es kam in jenen Tagen zum letzten Mal erschütternd heraus. „Ich kann sagen, daß ich in meinem ganzen Amtsleben wohl noch nie eine Entscheidung habe treffen müssen, die mich tiefer bewegte und mir schwerer gefallen ist. Weiß ich doch als einstiger Pfarrer von St. Matthäus, der auch nachher noch oft auf diese Kanzel gekommen ist, was die Gemeinde mit diesem Gotteshaus verliert“, sagte der Landesbischof in dieser letzten Predigt. „Aber den Schmerz, den wir in uns tragen, überwinden wir in der einen großen, unerschütterlichen Gewißheit: Des Herrn Wort bleibt ewiglich und seine Wahrheit für und für.“ In Nürnberg schlug damals der Kreisdekan, Oberkirchenrat Schieder, einige Tage später einen noch ernsteren Ton an, der bis in unsere Tage nachhallt. „Das Wort der Wahrheit schickt sich an auszuziehen aus dem deutschen Volk. Daß das geschieht, ist Unglück für Deutschland.“² Gewiß ist nicht mehr dieser spektakuläre Auszug, aber trotz der vielen neuen Kirchenbauten der lautlose Auszug des christlichen Glaubens aus den Kirchen, aber vor allem aus unseren Häusern doch weitergegangen. Der bekannte Publizist Johannes Groß hat einmal gesagt, daß die Bundesrepublik Deutschland in ihrem Lebensstil „die zur Institution gewordene Verneinung des Ernstfalls“ sei. Der Ernstfall des Glaubens muß nicht ein eklatanter Zwischenfall sein wie das Verschwinden einer traditionsreichen Kirche. Er kann uns fast unbemerkt im alltäglichen Leben überfallen und fordern.

Eines sollten wir festhalten: D. Meisers Amtsjahre lassen sich für ihn und für die ganze Kirche, also auch für uns, begreifen als eine Zeit, wo man als Christ geradezu gestoßen wurde auf das rechte Aufnehmen dessen, was es heißt: „Dein Wort ist die Wahrheit!“ Nach seiner Wahl zum ersten bayerischen Landesbischof in Bayreuth am 4. Mai 1933 – der bisherige Titel Kirchenpräsident fiel damals weg – bekannte sich Hans Meiser zu der Verpflichtung, „dafür einzustehen, daß an den unveräußerlichen Grundlagen unserer Kirche, dem Wort Gottes und dem Bekenntnis nicht gerüttelt werde“. Dies war seine Sprechweise. Entsprech es etwa dem, was der ihm sehr befreundete Georg Merz, bis 1930 Studentenpfarrer in München und Anreger des geistigen Lebens, von dem Theologen Karl Barth aus dessen Vortrag in Tambach 1919 weitergegeben hatte: „Ja, Christus zum soundsovielten Male säkularisieren, heute z. B. der Sozialdemokratie, dem Pazifismus, dem Wandervogel zuliebe, wie ehemals den Vaterländern, dem Schweizertum und Deutschtum, dem Liberalismus der Gebildeten zuliebe, das müßte uns allenfalls gelingen. Aber nicht wahr, da graut uns davor. Wir möchten doch Christus eben nicht ein neues Mal verraten!“³

Aber dann kamen eben diese Versuchungen und Versuche doch, die gut gemeinten und die oberflächlichen und tückischen Versuche, „Deutschtum zu verchristlichen und das Christentum zu verdeutschen“, wie es einer ausgedrückt hat. Man kann fragen, ob man sie nicht unternehmen mußte. Es gäbe doch, nicht nur in dem Volk, das unter der Schuldenlast des Versailler Vertrags und unter der drückenden Arbeitslosigkeit litt und sich nicht damit abfinden konnte, den Krieg 1918 verloren zu haben. Die Weimarer Republik war weiterhin ungeliebt, auch bei den Christen, und durch innere Kämpfe ausgehöhlt. In der Kirche selber, unter Gemeindegliedern wie besonders unter jungen Pfarrern, oft gerade den einsatzfreudigsten, erhofften sich viele im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Bewegung, die es verstanden hatte, auch ideale politische und religiöse Sehnsüchte auf sich zu ziehen, auch eine geistliche Erweckung. In Hannover sagte der dortige Landesbischof Marahrens noch im September 1933: „Die Gnade der Erweckung, die uns in dieser Zeit zuteil wird, soll doch in alle Teile des Volkes geleitet werden.“⁴ Und diese jungen Pfarrer fühlten sich bestärkt durch viele Einzelstimmen und feierliche Erklärungen mancher neuer Machthaber, die in ähnliche Richtung gingen. Zahlreiche Kircheneintritte erfolgten, kirchliche Trauungen wurden nachgeholt, und auch in München fand noch Anfang 1934 eine große volksmissionarische Aktion in allen Gemeinden unter dem impulsiven Pfarrer Helmut Kern, dem Leiter des neuen Amtes für Volksmission, einen starken Widerhall.

Aber die Situation war eben doch auch schon im Jahre 1933 nicht so eindeutig. Zwar riß der Schwung der nationalen Begeisterung zunächst auch so besonnene Männer wie den Generalsuperintendenten der Kurmark, D. Otto Dibelius, am 21. März 1933 anlässlich der Eröffnung des neuen Reichstags in der Potsdamer Garnisonskirche zu einer Predigt hin über den Text: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“, wo er zwar kritische Töne nicht fehlen ließ, aber schon mit der mißverständlichen Textwahl dem Geschehen für die Öffentlichkeit einen religiösen Glanz verlieh. Schon drei Monate später mußte er in einem persönlichen Vermerk feststellen: Dieser Staat „macht den völkischen Nationalismus der Deutschen Christen zur offiziellen Religion einer Staatskirche!“⁵ Und während Landesbischof Meiser am Tag seiner Einsetzung in Nürnberg am 11. Juni 1933 nach der kirchlichen Feier in St. Lorenz durch ein Spalier von HJ, BDM, SA und SS zum Rathaus schritt, wo ihn der Ministerpräsident Siebert empfing, hallten die Rufe nach einer großen deutschen evangelischen oder gar evangelisch-katholischen Reichskirche durch das Land, die vor allem in den Aussagen der rasch erstarkten Deutschen Christen Nationales und Religiöses heillos vermischten. Noch im September 1933 wurde eine große Versammlung des bayerischen Pfarrervereins in Nürnberg von der Frage gespalten, ob nicht

diese nationalsozialistische Bewegung doch einen nicht bloß nationalen, sondern einen heilsgeschichtlichen Charakter habe.

Unter den Gemeindegliedern und Pfarrern gerade hier in München gab es nicht wenige, die sich in diesem Frühjahr und Sommer 1933 von der Leitung der Kirche eine größere Klarheit wünschten. Die Erklärungen vieler lutherischer Bischöfe Deutschlands wollten uns Jüngeren kaum genügen. Ausser in der kristallklaren, äußerst kritischen Analyse des nationalsozialistischen Parteiprogramms durch den lutherischen und späteren Erlanger Theologieprofessor Hermann Sasse, die damals freilich wenig durchdrang, fanden wir Hilfe vor allem in der Schriftenreihe „Theologische Existenz heute“ von Karl Barth, einer Schriftenreihe, die in München im Kaiser-Verlag unter dem tapferen Albert Lempp herauskam, wenn sie nicht gerade verboten war. Landesbischof D. Meiser war noch nicht lange im Amt; man muß auch in Rechnung stellen, daß ein Bischof, der einem Hirten gleich auf das Ganze der Kirche achten muß, oft nicht so deutlich reden kann wie ein Prophet, der als einzelner spricht. Auch mußte D. Meiser wohl erst manches in der neuen Art der Verhandlungsführung lernen, z. B. wozu die neue Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche vom 11. Juli 1933, die in einer heute kaum mehr vorstellbaren Schnelligkeit zustandegekommen und auch von ihm unterzeichnet war, noch benützt werden würde. Und dann sollte diese Deutsche Evangelische Kirche doch einen Reichsbischof haben. Der Wehrkreispfarrer Ludwig Müller, als Vertrauensmann des Führers dazu ausersehen, hatte am 18. Juni im Münchner Bürgerbräu eine große Versammlung gehalten. Aber wer seine oberflächlichen Ausführungen auch nur von ferne an den Satz heranhielt: „Dein Wort ist die Wahrheit“, konnte an dieser einen Rede erkennen, daß er zum Reichsbischof nicht geeignet war. War nicht der andere Kandidat, Friedrich von Bodenschwingh, weit vorzuziehen? Obgleich, vielleicht auch weil er damals allzu kluge Berater hatte, hat Hans Meiser dann doch im September Ludwig Müller mitgewählt, wohl auch weil dieser sich als Lutheraner bezeichnete und weil die Bischöfe sich von dem Vertrauensmann Hitlers ähnlich dem in derselben Zeit geschlossenen Reichskonkordat mit der römisch-katholischen Kirche einen günstigen Staatsvertrag mit der evangelischen Kirche erhofften. Meiser hat seine Entscheidung für Ludwig Müller später offen als eine seiner größten Fehlentscheidungen bezeichnet. Schon einige Wochen darauf mußte er auf Müllers Abberufung drängen.

Dennoch denke ich selber, damals Stadtvikar in St. Matthäus, gerne an diese Zeit zurück, weil sie wie selten eine andere die inneren Sinne schärfen konnte, um Wahres und Falsches zu unterscheiden. Als im Juli 1933 unter dem starken Druck der Partei, ja Adolf Hitlers selber, eine große Zahl von Deutschen Christen und Parteigenossen (das war nicht dasselbe) in die

Kirchenvorstände gewählt worden waren, wurde in der Münchner Pfarrkonferenz die Frage gestellt, ob wir jetzt nicht geschlossen zu den Deutschen Christen gehen sollten, um damit Einfluß auf die Entwicklung zu nehmen. Nach einer heftigen Diskussion wurde zur Erleichterung der Allermeisten diese so diplomatisch gedachte Anregung abgesetzt, die, wäre sie aufgenommen worden, verhängnisvolle Folgen hätte haben können. Erfreulich war, daß in der Gemeinschaft der Münchner Pfarrer unter Dekan Langenfaß trotz solcher Zwischenfälle und Meinungsverschiedenheiten etwa auch über das von Langenfaß redigierte Gemeindeblatt, die Verbundenheit nicht abriß. Was „Dein Wort ist die Wahrheit“ damals bedeuten konnte, wurde den jüngeren Pfarrern an einem Wort Hermann Bezzels klar, dessen Sendlinger Predigten Meiser herausgegeben hatte: „Es kommt die Zeit, daß man ein wahres edles, feines Christentum nur dadurch herzustellen meint, daß man die dumpfe alte Gläubigkeit aus den Domen, Schulen und Häusern verbannen wird in bester Meinung. In bester Meinung, das sage ich mir nicht zum Trost, sondern zum Schreck. Meine Christen, die Zeit ist da, wo sich von einer Schar edeldenkender Leute die andere scheidet, die eintönig, einsilbig und arm ist, und weggeht mit dem Wort: Kyrieleison, meine Sünde und deine Gnade.“⁶

II.

Diese Zeit der Entscheidung — damit tun wir den zweiten Schritt — kam Ende 1933, als auf der Berliner Sportpalastkundgebung im November der radikale Gauobmann der Deutschen Christen, Dr. Krause, unter frenetischem Beifall die Forderung nach einer deutschen Volkskirche ohne das Alte Testament „mit seinen Viehhändler- und Zuhältergeschichten“ und ohne die „Minderwertigkeitstheologie des Rabbiners Paulus“ erhob. Für viele unter uns war es geradezu eine Befreiung, als auch Hans Meiser, besonders auch von den jüngeren Beratern wie Eduard Putz und Walter Künneth dazu gedrängt, einen entscheidenden Schritt tat. Bei der großen traditionellen Reformationsfeier im Münchner Odeon am 14. November nannte er die Irrlehren der Deutschen Christen offen beim Namen und sagte sich von ihnen los. Den anwesenden lutherischen Kirchenminister, Landesbischof D. Schöffel von Hamburg, der den Festvortrag über „Luther vor Gott und in der Welt“ gehalten hatte, bat er ausdrücklich, auf die Abberufung der für diese Kundgebung Verantwortlichen zu dringen. Eine unvergeßliche Reformationsfeier!

Allerdings brachte der Anfang des Jahres 1934 erst noch die härteste Probe. Ende Januar wurden wir durch eine Meldung in der Presse überrascht: „Die Kirchenführer geschlossen hinter dem Reichsbischof.“ Wie war

das nach den bitteren Erfahrungen mit diesem Mann möglich, der erst noch kurz vorher wie mit List die gesamte evangelische Jugendarbeit an die Hitlerjugend ausgeliefert hatte? Als Meiser von der Zusammenkunft in Berlin zurückkam, bei der es auch durch Hitlers persönliches Eintreten tatsächlich zu einer nochmaligen Vertrauenserklärung der Kirchenführer für den Reichsbischof gekommen war, schien er wie gelähmt. Noch einige Tage vorher hatte er in einem Privatbrief davon gesprochen, daß der Reichsbischof untragbar geworden sei — „wir können nicht nachgeben, es steht zuviel auf dem Spiel“. Umso mehr war er selbst von der Überrumpelung erschüttert, die ihm und seinen Mitbrüdern widerfahren war. In seinem Bericht vor dem Landeskirchenrat und vor dem Synodalausschuß sagte er: „Ich gestehe, daß mir die Entschlußkraft nicht gegeben war, das richtige Wort zu finden“, und wollte sein Amt zur Verfügung stellen. Aber gerade die inneren Kämpfe dieser Wochen endeten mit einem entscheidenden Schritt der Befreiung und neuer Gewißheit. Am 28. März schrieb er offen an die Pfarrer: „Wir mußten einsehen, daß wir falsch gehandelt haben, und können uns nicht mehr an die damalige Entscheidung gebunden betrachten.“ Etwas später gestand er auch in einem Brief an die Gemeinden ein, daß das Opfer vom Januar umsonst gewesen war.

Warum ich diese Einzelheiten nenne? Weil ich, auch aus eigenem Miterleben, überzeugt bin: Auch und gerade in diesem Eingestehen eines falschen Schrittes geschah ein Hören auf das Wort der Wahrheit, und gerade dies hat in der Folgezeit den Bischof und die Kirche am stärksten verbunden, sodaß er wie selten ein Bischof die Erfahrung machen durfte, daß die Kirche ihn mittrug. In der denkwürdigen Erklärung von Ulm am 22. April, die D. Meiser im Anschluß an eine Predigt des württembergischen Landesbischofs D. Wurm für die württembergische und bayerische Landeskirche sowie für die freien Bekenntnissynoden von Westfalen, Rheinland und für andere Gruppen wie den Pfarrernotbund unter Martin Niemöller abgab, wurde er für die kommende Zeit zu einem der Führer der Bekenntnisgemeinschaft der Deutschen Evangelischen Kirche, die mit ihren roten Mitgliedskarten sich auch bei uns gebildet hat. Er nahm an der wichtigen Bekenntnissynode von Barmen 1934 teil, deren fünf Grundthesen — „Jesus Christus als das eine Wort Gottes“ war die erste — bis heute richtungweisend sind. Und er trat nicht nur in Bayern, sondern in der ganzen evangelischen Christenheit Deutschlands umso stärker hervor, je mehr die öffentlichen Angriffe und die Schmähungen auf ihn sich steigerten, bis dann der letzte Stoß dieses Angriffes kam. Am 11. Oktober 1934 drang der Beauftragte des Reichsbischofs, der Rechtsanwalt Jäger, in den Landeskirchenrat in München ein, erklärte die Mitglieder des Landeskirchenrats und andere Mitarbeiter für abgesetzt und ließ den Landesbischof, als er von einer Reise zurückkam, mit seiner Familie in Schutzhaft nehmen.

Die Münchner Gesamtgemeinde ist ihm auch an jenem Tag noch in einem rasch angesetzten, durch Weitergabe von Mund zu Mund bekannt gewordenen überfüllten Gottesdienst in der Matthäuskirche begegnet, wo er eine denkwürdige Predigt über das Wort hielt: „Wir sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern die da glauben und die Seele erretten“ (Hebr. 10, 39). Und dann gab es in der ganzen Landeskirche eine Erhebung für den seiner Freiheit beraubten Bischof. Gemeindeglieder von München und Nürnberg kamen zu Gottesdiensten in den Hof der Arcisstraße 13. Schon damals wurde sie zur Meiserstraße! Bauern aus Franken und aus dem Ries, die weithin die nationale Bewegung begrüßt hatten, fuhren zum Reichsstatthalter und zum Ministerpräsidenten nach München und nach Berlin in das Reichskanzlerpalais, um leidenschaftlich gegen die gewaltsamen Eingriffe in kirchliches Leben und Lehren zu protestieren. Kurze Zeit darauf, nachdem ihn Hitler zusammen mit Landesbischof Wurm nach Berlin gebeten hatte, wurde Meiser wieder frei.

Es ist nicht nötig anzumerken: Dies war kirchlicher Widerstand oder, wenn man will, kirchlicher Angriff! Jedenfalls war es ein Kampf, der mit kirchlichen Mitteln geführt wurde, und er hatte eine Wirkung bis ins Politische hinein in einer Situation, in der alle anderen gesellschaftlichen Kräfte, wie man sie heute nennt, die Parteien, die Wirtschaft, Wissenschaft, Presse, Rundfunk, weithin auch das Heer, längst ausgeschaltet oder gleichgeschaltet waren.

Diese oft beschriebenen Ereignisse haben sich aus jener Zeit am stärksten in das Gedächtnis der Landeskirche eingegraben und das Bild Meisers mit seinem weißen Haar und dem etwas strengen und zugleich gütigen Gesicht in ungezählte Familien gebracht. Im ganzen Land waren auf einmal wie von selber verantwortliche Gemeinden aufgewacht, die mit ihren Pfarrern zusammenstanden. Man hatte neu entdeckt, was Glauben und Bekennen ist. Die evangelischen Choräle, diese Antwort auf das Wort Gottes, brausten durch die Kirchen und drangen auf die Straßen. Das gemeinsame Beten des Heiligen Vaterunsers und des Apostolischen Glaubensbekenntnisses kam damals auf, die Jugend, die man mehr und mehr in die Bibel und in die Kirche einsperren wollte, lernte gerade auf diese Weise, frei aus der Heiligen Schrift zu leben. Und einer, der mit wachen Sinnen das Geschehen miterlebte, bewahrte als das Eindrücklichste in seiner Erinnerung das Gebet eines Pfarrers in einem Bekenntnisgottesdienst, „in dem nichts von Not und Klage zu hören war, sondern nur ein Dank dafür, daß der lebendige Gott angefangen hatte, in seiner Kirche zu handeln.“

War dieses Erwachen der Gemeinden durch ein „autoritäres Bischofsregiment“ geschehen, wie man es Meiser immer wieder einmal nachgesagt hat? Es ist wahr, er hatte mit seiner Wahl durch die Synode, die dem damaligen

Trend zum Führerprinzip folgte, mit dem Ermächtigungsgesetz als einzelner eine übermäßige Verantwortung auferlegt erhalten. Der Landesbischof war in seinen Entscheidungen neben der Beratung mit dem Landeskirchenrat nur an die Anhörung des Synodalausschusses gebunden und mußte damit zwangsläufig einsame Entscheidungen treffen. Die Synode hatte sich seit ihrer letzten Tagung im Sommer 1934 zurückgezogen. Aber Meiser selbst hat, als er bei der ersten Synodaltagung nach dem Krieg im Jahre 1946 seine Ermächtigung zurückergab, festgestellt, daß er nie anders als mit Zustimmung des Synodalausschusses, dieser Vertretung der Synode, gehandelt habe. Ausdrücklich möchte ich mich in diesem Zusammenhang dem Urteil eines kompetenten und kritischen Gliedes der jüngeren Generation, des Direktors des Landeskirchlichen Archivs in Nürnberg, Helmut Baier, anschließen: „Die Landeskirche konnte es als Fügung Gottes betrachten, daß sie sich einen verantwortungsbewußten Führer erkoren hatte, der unter dem Wort Gottes stehend, Bibel und Bekenntnis als seine Grundlagen erkannt hatte.“ Im anderen Fall „hätte es nicht nur eine ‚zerstörte‘ Landeskirche mehr gegeben, sondern dem deutschen und dem Weltluthertum wäre auf viele Jahrzehnte hinaus unermeßlicher, vielleicht nie wiedergutzumachender Schaden zugefügt worden.“⁷

III.

Der abgewehrte Schaden aber muß nun redlicherweise – drittens – unter einer besonderen Fragestellung geprüft werden, die schon bisher überall mitschwang, aber nun noch eigens zu Wort kommen muß: Der Bischof und das Dritte Reich, allgemeiner: Kirche und Staat zu jener Zeit.

Der Umgang mit dem Staat Adolf Hitlers und seinen anderen Machthabern wurde für die ganze Kirche, die evangelische wie die katholische, zu einer schmerzhaften Lektion. Die Unterscheidung zwischen Kirche und Volk, das Eigenbewußtsein einer Kirche gegenüber einer trotz ihres Bekenntnisses zum „positiven Christentum“ völlig anderen Weltanschauung mußte unter vielen Niederlagen gelernt werden. In den Tagen, als nach den März-Wahlen 1933 auch in München die politischen Positionen von den Nationalsozialisten erobert wurden, begegneten einige junge Vikare auf der Straße dem Pfarrer Friedrich Loy von der St. Markuskirche. Er sagte zu uns, während die Hakenkreuzfahne auf einem öffentlichen Gebäude hochgezogen wurde: „Warum können wir uns eigentlich über das Neue nicht so unbedingt freuen? Das muß doch mit dem christlichen Glauben zusammenhängen.“ Er meinte die innere Distanz, die aus der Zugehörigkeit zu dem einen Herrn Jesus Christus gegenüber allen anderen Mächten und Herren folgt. Aber die Kraft dieser Distanz war dann doch vielfach nicht stark genug. So wurden

mit dem Jahre 1933 in der ganzen Kirche, auch in der Bekennenden Kirche, bis in den Krieg hinein kirchliche Ergebenheitsadressen an Adolf Hitler üblich, die sich dann im zweiten Teil oft mit kirchlichen Anliegen, Bitten und Forderungen verbanden. Einige von ihnen waren wohl auch als Schutzmaßnahme für gefährdete kirchliche Persönlichkeiten, wie einmal auch für Martin Niemöller, gedacht. Bei uns kann man einige, neben durchaus beachtlichen und kraftvollen Erklärungen zum lutherischen Bekenntnis, in den damaligen Jahrgängen des Kirchlichen Amtsblattes nachlesen. Aber nie ist durch solche „Ich-auch“-Erklärungen die geistliche Autorität der Kirche gewachsen. Eine Kirche, die allzu eifertig dem Staat gibt, was des Staates ist, verliert leicht die Vollmacht, Gott zu geben, was Gottes ist, und damit auch dem Volk oder der Gesellschaft das Wort der Wahrheit auszurichten.

Ähnlich empfanden wir es, als noch 1938 die Kirche ihre Pfarrer zu einem Eid auf Adolf Hitler verpflichtete, der, wie sich dann herausstellte, vom Staat gar nicht gefordert war, sondern eine kirchliche Loyalitätserklärung sein wollte. Noch im Frühjahr 1939 wollte eine „Godesberger Erklärung“ den christlichen Glauben und das deutsche Volkstum zwangsweise ineinander fügen. Es konnte den Mitarbeiter Meisers bewegen, mit welcher zweifelnder Anstrengung, immer noch etwas Annehmbares herauszufinden, er sich alles durch den Kopf gehen ließ, bis er schließlich – und es durfte nicht anders sein! – zusammen mit Landesbischof Wurm seine Unterschrift versagte.

Der lutherische Bischof Hans Meiser, der aus einer Nürnberger Kaufmannsfamilie stammte, dachte hoch von der politischen Ordnung, von den Institutionen des Rechtes sowie von der Treue des Haushalters über anvertrautes Gut. Ein hervorstechender Zug in seiner Amtsführung war die Sorgfalt, die er an die Ordnung der Landeskirche und der Gemeinden, aber ebenso an die Fürsorge für die Pfarrer, kirchlichen Mitarbeiter und bedrängte Menschen wandte. Er war nicht umsonst auch einige Jahre Pfarrer der Inneren Mission in Nürnberg gewesen. So verstand er auch das Mandat Gottes an die politische Macht. Hatte er doch am eigenen Leibe zu spüren bekommen, was geschehen kann, wenn die politische Ordnung durch ein blutiges Chaos abgelöst wird, als er 1919 während der Rätezeit in München – er war hier Pfarrer an St. Matthäus – als Geisel verhaftet wurde. Die fünfte These der von der ganzen Bekennenden Kirche angenommenen Barmer Erklärung war ihm bedeutsam: „Daß der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt, für Recht und Frieden zu sorgen.“ Und das wird übrigens dort als eine Wohltat bezeichnet. Umso schmerzhafter war es für ihn wie für viele andere bewußte evangelische Christen, lernen zu müssen, daß

man im Dritten Reich sich auch auf die feierlichsten Erklärungen des Reichskanzlers und seiner Gefolgsleute nicht verlassen konnte, obwohl doch in Hitlers „Mein Kampf“ zu lesen war: „Dem politischen Führer haben religiöse Lehren und Einrichtungen seines Volkes immer unantastbar zu sein.“

Man mag hinterher leicht über die damalige Vertrauensseligkeit und Unfähigkeit, die Geister zu unterscheiden, oder wie man es nennen will, den Kopf schütteln. Aber das Wort der Wahrheit zu praktizieren „zwischen Anpassung und Widerstand“, wie es eine moderne Formel sagt, ist, wenn ich es recht sehe, auch für die heute verantwortlichen Christen und für Theologen doch nicht so leicht. Ich habe jedenfalls nicht den Eindruck, daß die diesbezügliche Lektion für die Kirche heute abgeschlossen wäre. Nur daß wir damals gewissermaßen beim Reiten des Pferdes mehr auf die eine Seite hinüberzusinken drohten, während man heute leicht auf die andere Seite fällt. Ich kann z. B. nicht finden, daß die nicht seltene voreilige Infragestellung der staatlichen Ordnung und ihres Rechtes auch bis hin zur Polizei und zur militärischen Gewalt trotz aller Probleme, die wir kennen, dem Neuen Testament oder dem lutherischen Bekenntnis gemäßer seien. Wenn uns heute die Frage des Widerstandes mit Gewalt oder ohne Gewalt bewegt, so haben wir die Freiheit, sie zu diskutieren, doch eben deshalb und dadurch, daß uns diese staatliche demokratische Ordnung durch ihr Grundgesetz diese Freiheit gewährleistet und gegebenenfalls, wenn nötig, unter dem Schutz der Polizei garantiert. Wir tun uns doch wahrhaftig leichter als Dissidenten wie der bekannte, seit Jahren verbannte russische Physiker A. Sacharow, der seine wissenschaftlichen Freunde in der Welt auf die Gefahren aufmerksam machte, die aus der militärischen Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse erwachsen können.

Für die damalige Zeit hat der vorhin genannte Oberkirchenrat Schieder in einem Interview aus dem Jahr 1964 das Dilemma so beschrieben: „Die schwerste Frage war wohl: soll die Kirche auch politisch kämpfen? Es waren fromme Leute, die diese Frage bejahten. Andere, nicht weniger entschlossene, verneinten sie für die Kirche. Wir in Bayern standen auf dieser Seite. Wir sagten uns, daß auch eine verzerrte Obrigkeit immer noch einen Auftrag habe und daß die Kirche als solche nicht eine politische Untergrundbewegung werden dürfe.“ Die Grenze für den Gehorsam gegen den Staat sah Meiser in dem biblischen Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg. 5,29). Man kann im einzelnen fragen, ob er sie hier und dort nicht früher oder anders hätte setzen müssen. Aber ich kann seine Äußerung nicht vergessen, daß er in der Frage des Widerstandes, der den Christen geraten sein kann, den Salzburger Emigranten, die das Leiden auf sich nahmen, näher stehe als den kämpferischen Hugenotten, ohne daß er über einen von beiden urteilen wolle.

Eine belastende Frage freilich darf hier nicht weggelassen werden. Das war Meisers und unser aller Verhalten und Stellung in der Judenfrage. 1934 wurde er in Nürnberg als Judenfreund öffentlich beschimpft. Die wütenden Angriffe auf das Alte Testament, auch aus den Kreisen der Partei, in aller Öffentlichkeit zurückzuweisen, empfand er als seinen kirchlichen Auftrag. Als die Juden immer mehr in Bedrängnis gerieten, hat er vielen einzelnen tatkräftig und auch ohne Scheu vor einem Risiko geholfen. Es gab auch eine von der Landeskirche selbst getragene Hilfsstelle in München und in Nürnberg, die sich vieler bedrohter Menschen annahm. Aber was in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft nicht klar erkannt worden war, konnte 1943 nicht mehr nachgeholt werden. Als ihm in diesem Jahre eine deutliche Denkschrift von Münchner Laien zur Judenfrage überreicht wurde, gab er sie an Landesbischof Wurm weiter, der seine Stimme erhob. Er selbst hatte Mühe, der Geheimen Staatspolizei gegenüber, die auf den Vorgang gekommen war, die Namen dieser Laien nicht bekanntzugeben. So läßt sich von ihm kein öffentliches Wort in dieser Frage nennen. Ich fühle mich selber weder zur Anklage noch zur Entschuldigung zuständig. Hier müssen wir vielmehr von unser aller Versagen und Schuld reden. Ist übrigens nicht gerade die zentrale Bedeutung dieser Frage für die ganze Christenheit unter uns auch erst in den letzten, allerletzten Jahren, etwa unter dem Eindruck des „Holocaust“ aufgegangen? Ähnlich war es auch in der Euthanasiefrage. Hier erhob Meiser in persönlichen Gesprächen mit verantwortlichen Stellen starken Protest und unternahm auch Einzelaktionen. Dieses Verfahren wendete er auch zur Unterstützung von KZ-Häftlingen an. Von dem Weg in die Öffentlichkeit versprach er sich weniger Nutzen als Schaden, was auch den Realitäten entsprochen haben mag (nach H. Baier). Aber unsere Frage nach dem christlichen Wort und Handeln ist damit nicht beantwortet.

IV.

Wie aber konnte unter solchen Umständen, als 1945 der totale politische und militärische Zusammenbruch da war, ein neuer Anfang geschehen? Er durfte geschehen, weil die Kirchengeschichte nicht nur aus dem Handeln einzelner Persönlichkeiten besteht, sondern zuletzt, nach Calvin, eine „Kette von Auferweckungen aus den Toten“ ist, kraft derer Gott auch noch aus unseren Fehlhandlungen etwas Gutes schaffen kann. Wenn ich in einem letzten Abschnitt noch Meisers Anteil am kirchlichen Wiederaufbau, also mehr die zweite Hälfte seiner Amtszeit, darstelle, so kann ich mich auf einige große Linien beschränken, da ich, was in der Landeskirche geschah, schon anderswo ausführlicher dargestellt habe.⁸

Nach 1945 hat eine jahrelange, harte Diskussion über Verantwortung, Schuld und Schuldbekennntnis und Neuanfang in der Kirche eingesetzt, der sich, wie schon angedeutet, Hans Meiser auch in der Pfarrerschaft, besonders der Pfarrerbruderschaft, redlich gestellt hat. Bei der ersten Tagung der Landessynode nach dem Krieg im Juli 1946 gab er einen Bericht über die vergangenen dreizehn Jahre. In den Berichten auch der Teilnehmer, die seine kirchenpolitische Linie nicht teilten, heißt es: „Es war keine Gloriole um den Kirchenkampf, es war der Ton des Stuttgarter Schuldbekennntnisses.“ Der damalige Synodale Dr. Engelhardt, der bei dieser Synode das Schlußwort sprach, ging dabei die sieben Bitten des Vaterunsers durch und sagte zur fünften Bitte: „Was den tiefsten Eindruck auf mich machte, war, wie unser Bischof als Bruder sich unter die Schuld stellte.“

Hier muß auch erwähnt werden, was wohl kaum bekannt ist, daß Hans Meiser Anfang 1946 unter Hinweis darauf, daß er nun das 65. Lebensjahr vollende, dem Vorsitzenden des Synodalausschusses und der neu zu bildenden Synode anheimgestellt hat, „darüber zu befinden, ob er weiterhin im Amt bleiben oder einem Jüngeren Platz machen solle“. In seinem Brief heißt es: „Ich könnte es durchaus verstehen, wenn in dieser bewegten Zeit, die so viel Entschlußkraft und außergewöhnliche Arbeitsleistung erfordert, die Synode lieber einem jüngeren Mann die Leitung der Landeskirche anvertraute. Auf keinen Fall soll die Rücksicht auf meine Person die Entscheidung des Synodalausschusses und der Landessynode irgendwie beeinflussen.“⁹ Zweimal im Lauf der darauffolgenden Zeit haben ihn die Vorsitzenden des Synodalausschusses gebeten, im Amt zu bleiben.

Dazu aber gehörte nun neben dem Wiederaufbau der Landeskirche, auch die Beteiligung am Neuanfang der evangelischen Christenheit in Deutschland. Welche Kirche wollen wir? Das ist eine beliebte Frage heute, und Träume von der Kirche werden gerne geträumt. Eine Kirche, in der man sich wohlfühlt, träumt der eine. Eine für die Vielfalt offene Kirche, eine gesprächsberbereite Kirche, eine offene Kirche ohne Mauern und Grenzen – in Augsburg wurde 1980 sogar einmal gesagt: Auch ohne Dach! Man hat auch 1933 Träume von der Kirche geträumt: Deutsche Volkskirche, lutherische Kirche deutscher Nation und wie diese Parolen alle hießen. Auch nach 1945 träumte man wieder, besonders von einem völligen Neuanfang auch in den kirchlichen Strukturen. Was dann 1948 bei der Kirchenversammlung in Eisenach herauskam, war die immerhin einigermaßen geordnete Gemeinschaft der Evangelischen Kirche in Deutschland, in der wir heute leben. Sie ließ viele Wünsche offen, und Landesbischof Wurm nannte sie nicht einen Palast, sondern eine Baracke. Aber vielleicht entspricht solch eine Gestalt auch dem Wesen einer Kirche des Volkes Gottes unterwegs.

Die Antwort auf die Kirchenfrage, die Hans Meiser in jenen Jahren gab,

war eindeutig: Eine nach den reformatorischen Bekenntnissen geordnete Evangelische Kirche in Deutschland. Und er fühlte sich dabei besonders für die Kirche lutherischen Bekenntnisses und ihren Weg verantwortlich, „den zu gehen ich aus persönlicher Glaubensüberzeugung, aus Verpflichtung gegen das unserer Kirche anvertraute Erbe und aus Gehorsam gegen die göttlich geoffenbarte Wahrheit mich genötigt fühle“, hat er mir einmal geschrieben. Man konnte ihm dabei Rückwärtsgewandtheit, Restauration und vieles andere vorwerfen. Aber der Vorwurf, er habe die Evangelische Kirche in Deutschland nicht gewollt oder nicht geachtet, trifft für keine Zeit seines Wirkens zu. Bewußt stand er zu dieser Gemeinschaft, wie sie sich von der schon einige Male erwähnten Synode von Barmen 1934 ableitete, und hat sie, wo er sie in kritischen Zeiten gefährdet sah, viel mehr unterstützt, als die meisten seiner Kritiker vermuten. Sie war unter gemeinsamen Anfechtungen gewachsen, sie mußte sich auch bewähren, als Millionen von evangelischen Christen aus dem Osten durch Flucht und Vertreibung in die Gebiete von Westdeutschland einströmten. Meiser ließ allerdings ebensowenig an der in Barmen gleichfalls beschlossenen „Erklärung zur Rechtslage“ rütteln: „Ihre echte kirchliche Einheit kann die evangelische Kirche nur auf dem Wege gewinnen, daß sie die reformatorischen Erkenntnisse wahrhaft und einen organischen Zusammenschluß der Landeskirchen und Gemeinden auf der Grundlage ihres Bekenntnisstandes fördert.“

So hat er sich gleichzeitig für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands eingesetzt und wurde nach deren Gründung am 28. Januar 1949 während ihrer ersten Generalsynode in Leipzig als ihr erster Leitender Bischof eingeführt. Die Wahl war nicht ohne Schwierigkeiten geschehen. Die meisten hatten zwar der Gründung einer Vereinigten Lutherischen Kirche zugestimmt, aber viele hatten, was schließlich daraus geworden ist, als zu eng empfunden. Man kann tatsächlich darüber streiten, so wie man überhaupt die jetzige kirchliche Organisation im deutschen Protestantismus als zu kompliziert ansehen kann. Aber welche Kirche wollen wir denn? Soll diese evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, deren Bischof Meiser war, weiterhin vom lutherischen Bekenntnis bestimmt sein oder nicht? Ist das etwa durch die ökumenische Entwicklung, durch die Nivellierung der Unterschiede zwischen den christlichen Konfessionen, die man feststellen zu können glaubt, oder ist es durch die Kontakte mit der römisch-katholischen Kirche überholt, die inzwischen schon einen weltweiten Rahmen einnehmen und deren wir uns freuen? Oder hat nicht eben diese Entwicklung gezeigt, daß gerade im ökumenischen Gespräch die Stimme der lutherischen Reformation unverzichtbar ist, ja nachweislich bis in das II. Vatikanische Konzil hineingewirkt hat?

Eben darum aber muß sie ja auch eine leibhaftige Gestalt haben, und des-

wegen braucht der Lutherische Weltbund, dieser Zusammenschluß der meisten lutherischen Kirchen in der Welt gerade im Lande der Reformation etwas wie einen „Landeplatz“, eben diese Vereinigte Lutherische Kirche. Und wir selbst, je konfliktreicher unser Leben und bei vielen unter uns auch die Verantwortung ist, die kirchliche oder wissenschaftliche oder politische oder wirtschaftliche Verantwortung, sind wir nicht umso mehr angewiesen auf die aus der Heiligen Schrift geschöpfte Botschaft, daß Gott den Menschen, auch wenn er in die Irre geht oder gefallen ist, in Jesus Christus doch nicht losläßt und auch aus dem, was wir verkehrt oder nur halbbrichtig gemacht haben, gewissermaßen hinterhergehend, immer noch etwas Gutes machen kann?

Gerade aus den letzten Jahren seines Lebens und Wirkens gibt es Äußerungen von Hans Meiser, in denen er fast überschwinglich und in hymnischen Worten Weg und Schicksal der Kirche, der er diente, sowie sein eigenes Geschick an die Gewißheit dieser eben beschriebenen Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus Gnaden allein durch den Glauben an Jesus Christus geknüpft hat. Und da, denke ich, wollen wir ihn und wollen wir uns stehen lassen.

Anmerkungen

- 1 F. van der Meer, Augustinus der Seelsorger, 1958³, S. 275.
- 2 Julius Schieder, Aber die Botschaft bleibt, 1966, S. 114.
- 3 Georg Merz, Wege und Wandlungen. Erinnerungen, Hrsg. J. Merz, 1961.
- 4 G. v. Norden, Der deutsche Protestantismus im Jahr der nationalsozialistischen Machtergreifung, Gütersloh 1979, S. 125 ff.
- 5 Otto Dibelius, So habe ich's erlebt, Hrsg. W. D. Zimmermann, Berlin 1980, S. 194.
- 6 J. Rupprecht, Bezzel-Brevier, 1933.
- 7 Helmut Baier, Die Deutschen Christen im Rahmen des bayerischen Kirchenkampfes, 1968, S. 45.
- 8 In Memoriam Landesbischof D. Hans Meiser, Hrsg. Evangelisch-Lutherisches Landeskirchenamt München, 1981, S. 74 ff.
- 9 Personal-Akt H. Meiser, Landeskirchenamt München.

Ein rechtschaffener Pfarrer und Prediger zu sein, das ist eine große Sache; und wenn es unser Herrgott selbst nicht treibt, so wird nichts draus.

Martin Luther